

Landeswehr - Frauenehr

Autor(en): **F. Z.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Vorkämpferin : verfiicht die Interessen der arbeitenden Frauen**

Band (Jahr): **11 (1916)**

Heft 4

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-351091>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

der Verteidigungsregierung seine und seiner Freunde Dienste an.

In der Bewegung der Kommune — teils aus der Not der Arbeitslosigkeit, teils aus dem Grimm über die unfähige Verteidigung der Republik durch die reaktionären Generale hervorgegangen — stellte Baillant seinen Mann als Mitglied des Rates. Die Kommune fiel. Baillant wurde zum Tode verurteilt. Er konnte nach London fliehen, wo er seine Studien beendete und dann als Arzt praktizierte. Er kam zu Marx und zum wissenschaftlichen Sozialismus.

Nach der Amnestie kehrte er zurück und wurde bald in den Gemeinderat von Paris gewählt, wo er gleich Jaurès die Abschaffung des stehenden Heeres und die Einrichtung einer starken Miliz betrieb.

Vater Baillant, wie die französischen Sozialisten ihn nannten, war eine bekannte Kräfteerscheinung auf den Kongressen der Internationale, zuletzt saß er 1912 in Basel im Bureau. Bis zum letzten Tage protestierte er mit aller Energie gegen den Weltkrieg. Als er ausgebrochen war, trat er ebenso energisch für die Verteidigung des Landes ein.

Darf man sagen: Baillant sei umgefallen? Nein! Gleich August Blanqui war er stets Patriot im Sinne des Konvents der großen französischen Revolution von 1792, der die Freiheit Europas im Auge hatte. Indem er sein Land verteidigte, glaubte er der Freiheit zu dienen. Dabei war er stets ein ganzer Mann und wie sein Name: mutig, tapfer. Er hat Deutschland und seine Kultur ebenfalls geliebt. Er war Internationaler und Revolutionär. H. G.

Landeswehr — Frauenehr.

Nings um unser kleines Land tobt der Weltkrieg, ein Menschen- und Völkermorden so schreckgewaltig, daß es alles frühere Schlachtengewekel weit hinter sich läßt. Und neben dem Krieg, dem blutdürsternen Würger und Mörder, geht einher eine gebeugte, gramverzerrte Gestalt, Mutter Sorge, die Not. Die grausame Not, welche die Körper und Seelen aushungert. Die Not, die aus holwangigen Männer-, Frauen- und Kindergechtern einem entgegenstarrt auf Weg und Steg, zu Stadt und Land. Die grausame Not, die von Monat zu Monat bedrohlicher anwachsende Teuerung und Arbeitslosigkeit, die das hungernde Menschenkind hintreibt zu Unrecht und Verbrechen, die das nach Liebe verlangende Mägdlein hinlockt zur unwürdigen Tat, zur Preisgabe des eigenen Selbst, der Frauenehre.

Frauen, Mütter! Von dieser Frauennot, die allüberall und besonders dort zu treffen ist, wo der Soldatenrock haust, möchte ich zu euch sprechen.

Das Beispiel von Oben!

Große Aufregung herrscht gegenwärtig im Lande über die unerhörten Vorkommnisse in unserem schweizerischen Militär- und Heerwesen. An zahlreichen öffentlichen Versammlungen wird über „Volksfreiheit und Militärdiktatur“ in scharfen Worten geredet. Die empörte Stimmung in den Massen ist seit der Obersten-Affäre, dem Neutralitätsbruch, aufs Höchste gestiegen. Aber meiner Ueberzeugung nach sind für die Zukunft unseres Volkes nicht weniger bedeutend als die Spionagegeschichten der Obersten die Taten, die sich unser Militär gegenüber wehrlosen Frauen und Töchtern, gegenüber künftigen Müttern, erlauben.

Es war in den Tagen der Mobilisation, da unsere Landestruppen unter Trommelflag und Liedersang an die Grenzen marschierten. Da begann deine Leidensgeschichte, armes Schweizermägdlein, wie sie seither in Hunderten von Fällen wiederkehrt ist.

Du bist armer Leute Kind. Gleich nach Verlassen der Schule mußt du wie ungezählte deinesgleichen in die Fabrik. Die Jugend hatte dir wenig Freuden gebracht. Doch dein Herz schlug in Erwartung der Zukunft entgegen. Du sehntest dich nach besserer Zeit, nach Sonnentagen voller Le-

ben, Luft und Liebe. Wann kam wohl für dich das Glück und mit ihm der Freier?

Da brach der Krieg aus, der bald die ganze Welt in Mitleidenschaft zog. Der Weltkrieg führte zur Weltkrisis. Die Fabrik wurde geschlossen. Das Mägdlein war arbeitslos, ohne Verdienst. Die Not kroch hinein in die Häuser. Doch im Grenzgebiet trat vorläufige Vinderung ein durch die Verfügung von „Oben“, daß armer Leute Kinder bei den einquartierten Truppen Suppe und Brot fassen durften. Auch sie ging hin. Daß die freigebigen Soldaten zum Entgelt gerne solch ein frisches Mägdlein geküßt und zum Schatz gehat hätten, versteht man wohl. Doch das ging so leicht nicht an. Und sie war fein und hatte brave Eltern. Da verschenkt man sich nicht dem ersten besten.

Doch die Soldaten haben Offiziere. Die sind stolz und kühn. Die dürfen sich was erlauben. Die sind mehr als gewöhnliche Sterbliche. Und Offiziere sind herrische Leute. Sie regieren ihr Pferd und halten die Mannschaft in fester Zucht. Wie sollten sie nicht auch ein zartes Mägdlein zu lenken wissen? Manch „höherer“ Offizier versteht das Fluchen dem Untergebenen gegenüber meisterhaft. Besser oft noch das Plattieren, das Schön- und Zärtlichkeit, wenn ihm ein herziges Kind begegnet. Er kommt und sieht und siegt. Er tut ja so sicher. Wie sollte solch armes Mägdlein nicht sein eigen sein, als süßer Lohn, als Entgelt für seine Landesverteidigung? Ein Leutnant ist doch nicht zu verachten! Und wenn der Major sich, erlaubt, die Ehefrau des lieben, im Felde stehenden Mitschweizers zu belästigen und jener andere Betreute, besonders couragierte „Höhre“, in dieser Winterkampagne sich einen ganzen Sarem hält — — — nah also! Nur keine Skrupeln nicht! Es lebe das Vaterland und obendrein die Liebe!

Armes Kind! Feines Mägdlein! Wehre dich! Es geht um deine Ehre! — Und du wehrtest dich. Der dich betören, dir die Ehre rauben wollte, dein Angeifer hatte kein leichtes Spiel. Aber du warst jung und arm; die Zeiten waren schwer und es kam die Stunde, da deine Feinheit wich — und die Armut blieb. Eine Zeitlang hattest du deinen Freier. Dann wechselten die Truppen ihre Kantonnemente. Neue „Angriffe“ erfolgten, du Mägdlein, Schweizermädchen, meine Schwester, bist geschlagen und ich weiß nicht, ob du nochmals deine Kräfte sammelst und deine Feinheit und edle Festigkeit zurückerlangst.

Armes Mägdlein! Aber auch armer Reicher, der du gedankenlos dir erlaubst, was du dem Soldaten verbietest. Du ahnst nicht, was du deiner Truppe, der du als Vorbild dienen solltest, zuleide tust. Du führst sie nicht zum Sieg! Tönt dir nicht das schmerzliche Schluchzen des Soldaten in den Ohren, der daheim der Mutter klagt: „Man glaubt, daß man sich schlecht aufführen müsse und dann wird man schlecht“.

Ja, schlecht wird man in unserer ersten Zeit durch's Spielen mit dem hohen Gut der Frauenehre und der Manneswürde. Keine schön gebürstete Uniform und keine blinkende Waffe, keine silbernen Schnüre am Arm und keine goldenen Sterne auf der Achsel, helfen unserem Volke vor der Zersäulnis, vor dem Bankerott nach außen und nach innen, wenn es die Selbstzucht nicht mehr übt. Unsere Lage mahnt zum Aufsehen. Das „Ehrenkleid des Vaterlandes“ wird dem Schweizer und der Schweizerin vererbt. Die ganze Grenzverteidigung wird als Heuchelei empfunden, wenn der Vaterlandsverteidiger im eigenen Lande wie ein Türke haust. Denn das ist nicht „echtes Soldatentum“, wenn unser Militär das arme Schweizermägdlein sich erobert und dienstbar macht. Solche Heldentat ist vielmehr — mit Verlaub, ihr Herren Paradeoffiziere, die's grad trifft — Verrat an unserem Volk, Verrat am eigenen Lande.

Die Pressensur.

In unserer demokratischen Schweiz ist's herrlich eingerichtet für die — Herrenmenschen. Sie halten die von ihnen geschaffene Ordnung fest in ihren Händen. Daß ja das Proletariat, die Massen der Gabenrichte, sich still ver-

halten und nicht muffen, wenn im hohen Rat der Militärgötter über des Landes Wohl und Wehe entschieden wird. Und mag er's noch so bunt und garstig treiben, der „Obere“ im reichverschmückten Waffenrock — man drückt die Augen zu und breitet mitfühlend und mitverstehend den weiten grauen Mantei erbarmender Nächstenliebe um den „verdienten“ Gelden. Man will nicht wissen, will es gar nicht sehen, wie das Beispiel unserer Offiziere gleich einem freßenden Gift auf die „Unteren“ und auf die weniger Widerstandsfähigen unter der weiblichen Bevölkerung einwirkt.

Eine gewaltige Verantwortung lastet auf den tonangebenden Militärpersonen. Zwar sind in unserer Bevölkerung die abschätzigsten Bemerkungen über die Aufführung dieser und jener Offiziere laut geworden. Aber es hätte im Interesse gerade auch des Offizierkorps gelegen, wenn aus dem Volke heraus ein Appell an das Ehrgefühl der Mitverantwortlichen ergangen wäre. Aber das sollte, das durfte nicht sein! Die Preßzensur, der staatlich militärische Eingriff, sorgte dafür, daß nichts ruchbar wurde von all dem, das einen Stein erbarmen mußte. Strenge wurde vom Preßbureau darüber gewacht, daß ja keine die Offiziers- und Soldatenmoral beleuchtenden und bloßlegenden Militärskandale den Weg in die Öffentlichkeit, in die Zeitungen, etwa gar in die sozialdemokratischen Gesbblätter, fanden.

Pflichteifrigst bedeutete der Offizier im Jenjuramente der Redaktion der „Berner Jura“, die eingekandte Skizze vom Schweizermädchen nicht aufzunehmen. Als schließlich die „Berner Tagwacht“ die Geschichte abdruckte, beorderte der Preßzensor, der arbeitsarme Oberleutnant und Doktor der Rechte, den Artikelschreiber auf sein Bureau. Hier sollte er auf Verlangen des Preßbureaus der Bundesstadt die ganze Angelegenheit widerrufen. Ja, noch mehr! Man wollte ihm das Versprechen abnötigen, künftig nichts mehr dergartiges zu schreiben. Selbstverständlich nützten diese Einschüchterungsversuche nichts. Ich habe noch öfters in der nämlichen Angelegenheit zur Feder gegriffen. Denn ich bin einmal der Ueberzeugung, daß nicht das Veröffentlichens schlimmer Dinge, sondern die schlimmen Dinge selber ein Skandal sind. Vergebens haben wir in den weiteren Tagen der Mobilisation darauf gewartet, ob nicht eine höhere Auffassung von der Verantwortlichkeit des Militärs unserer Bevölkerung gegenüber aufkomme. Eher das Gegenteil trat ein. Wie die „Tagwacht“ sehr richtig bemerkte, hat man — wohl nicht ohne Interesse — ein milderes Handhaben der Militärgehege vor allem bei Sittlichkeitsvergehen der Militärpersonen angeordnet. Das Schweizermädlein sollte offenbar schutzlos und vogelfrei bleiben.

Wie es weiter ging und wie es immer noch geht.

Angefihts der schlimmen Lage unserer weiblichen Bevölkerung ist wohl die Frage berechtigt, was denn bisher zu ihrem Wohle geschehen sei. Schutz haben unsere gefährdeten Mädchen wenig gefunden, höchstens etwas Pflege, wenn das Unheil da war. Unsere Spitäler nahmen sich der Unglücklichen an. Die Genfer Hebammenschaft suchte seit der Mobilisation in einer bekannten Zeitung fast in jeder Nummer durch ein bis vier Inserate ihre Kunden. Die Behörden schoben je und je die verdorbenen Mädchen in die Korrektionshäuser ab. Wie weit der vorhandene Schaden wieder gut gemacht werden konnte, entzieht sich unserer Kenntnis. Ich will an einem Beispiel zu zeigen versuchen, wie gegenwärtig dieses „Gutmachen“ geschieht.

Am 19. November 1915, als eben der Tag der Abfassung des Artikels vom „Schweizermädchen an der Grenze“ sich jährte, kam eine Frau in mein Haus. Sie erjuchte mich, ihrem etwa zwanzigjährigen Mädchen aus der Not zu helfen. Es war ihr Pflegekind gewesen und hatte vor dem Kriege in einer Uhrenfabrik sein Brot verdient. Die Tochter war, obgleich etwas beschränkt, brav und treu, bis der Krieg ausbrach und sie die Arbeit verlor. In ihrer Arbeitslosigkeit ging sie in eine Wirtschaft und verdingte sich als Küchenmädchen. Dort hatte sie beständig mit dem Militä-

tär zu tun und geriet in ein erbärmliches Leben. Schließlich hat eine Genossin, ein Mitglied des Arbeiterinnenvereins am Orte, mit der Pflegemutter Rücksprache genommen und ihr geraten, die Tochter aus ihrer verderblichen Stelle zu entfernen. Es fand sich für sie ein Platz bei einem Bauern auf einem großen Hof. Aber das Mädchen zog auch dort bald die Aufmerksamkeit der Soldaten auf sich und ging am Sonntag mit ihnen in die Kantonnements. Die Bauersleute wollten sie unter solchen Umständen der Kinder halber nicht länger behalten. Das Mädchen aber, an die Niederlichkeit gewöhnt, begehrte nicht nach Hause. Das Militär habe ihr gesagt, sie solle nach Paris gehen. Dort könne sie ein Zimmer mieten und ganz frei sein. Was ich hier erfuhr, wurde mir später noch von anderer Seite bestätigt.

Welche Hilfe war da möglich? Zunächst gelang es, den erbohten Pflegevater zur Wiederaufnahme des Mädchens zu bewegen. Dann sprach ich bei der Witfrau vor, unter der das Mädchen in der Fabrik arbeitete und hernach beim Fabrikherrn selber. Den Tag darauf arbeitete die Tochter wieder wie vor dem Krieg und hatte ihren Verdienst. Die Freude in ihrem Familienkreis war nicht gering. Sie kam in der gleichen Woche schon mit ihrer Mutter in den Abstinenzverein. Beide unterschrieben bald darauf für die Dauer eines halben Jahres. Mit der Tochter aber ging eine erfreuliche Veränderung vor, äußerlich und seelisch. Sie wurde wieder das frohmütige Wesen von früher, das auf alle meine Fragen bereitwillig Bescheid gab. Die Familie selber hat das alte ungesunde Stadtlögis mit einer neuen Wohnung vertauscht, wo die Kinder sich zweifellos besser entfalten können. Aber diese Besserstellung ist vielleicht nur von kurzer Dauer. Schon hat sich ein Gegenwind, der Neid der Menschen, wider diese Leute erhoben. Böse Zungen reden. Gewiß, wir haben es da mit wirtschaftlich tief stehenden Leuten, mit einer sehr armen Proletarierfamilie zu tun. Und wenn es uns gelänge, das eine Schweizermädchen zu heben und zu beglücken, so sind inzwischen zwanzig andere verderbt.

Es hat mich gefreut, daß von seiten der sozialistischen Frauen der Anstoß kam, um diesem armen Mädchen zu helfen. Aber diese Hilfe ist wie ein Tropfen auf einen heißen Stein. Dieses vereinzelte Doktern ist durchaus unzulänglich. „Die Kinder der Welt“, unsere Militärs, sind klüger als wir Sozialisten, welche die Sache der Schwachen und Unterdrückten verfechten. „Die Kinder des Nichts“, alle Streiter für das Recht der Ausgebeuteten müssen viel systematischer und geschlossener den Kampf gegen die Best, die im Dunkeln schleicht, führen. Wir müssen auch diesen innern Feind, die rücksichtslose Genußsucht der oberen Kreise, schonungslos entlarven. Denn die Kinder der Armen haben die Beche zu bezahlen für die freundeidgenössische Unzucht, wie sie so ungestört in dieser „großen Zeit“ getrieben wird. Schließlich verfault unser ganzes Volk oder zunächst wenigstens die Grenzbevölkerung, wenn die „Vaterlandsverteidigung“ in diesem Stil weitergeführt wird.

Die Wirkung nach unten.

Zum Beweise dafür, daß das soeben Erzählte nicht bloß polternde Worte sind, möchte ich die Leser und Leserrinnen mitten hinein unter das Grenzvolk in unserer schönen Zurlandschaft führen. Wir werden dabei, auf Grund vorliegender Tatsachen einen Ausblick tun, der uns um die Zukunft unserer Landbevölkerung in Sorge versetzen muß.

Es war an einem der ersten Tage des neuen Jahres. Berufsgeschäfte nötigten mich, in eine abgelegene Ortschaft unseres Tales zu wandern. Ich entsteige der Post und besorge in einer Familie, deren Vorsteher, der Vater, als Trinker jung gestorben ist, Armengeschäfte. Die Mutter erzählt von den zwei schulentlassenen Mädchen, die in der unlängst eröffneten ungesunden Lumpenfabrik infolge der elenden Belohnung und Behandlung krank geworden sind. Ich kenne das Elend und gehe weiter.

Im nächsten Haus, das ich aufsuchen muß, klagte die

Bauersfrau in ergreifenden Tönen über das geplagte Leben, das sie und ihre Familie seit der Mobilisation durch die Einquartierung des Militärs durchmachen müssen. Sie ist froh, durch Wegzug der Qual bald zu entgehen. Ihr Mund verschweigt, was ihre ängstlichen Augen aussprechen: Ihr Pflegekind, das Trinkerkind, erwartet, kaum fünfzehnjährig, ein Soldatenkind.

Im dritten Hause, zu äußerst am sonnig gelegenen Dorf, liegt eine ähnliche Sorge in der Luft. Das älteste Mädchen der großen Kinderschar muß, da der Vater sich ebenfalls dem Trunk ergibt, verdienen helfen. Am Blake, den ich seinerzeit dem Landkind bei einem Bauern verschaffte, konnte es nicht mehr bleiben, da es den Kopf beim Militär statt bei der Arbeit hatte. Nun geht es in die Fabrik mit Sinnen und Gedanken, die bei den Soldaten sind.

Mit gedrücktem Herzen wanderte ich weiter durch die einsame Gegend feldein. Mein Ziel war eine ärmliche Behausung auf der Sonnenhalde eines sanften Hügels. Dort drinnen habe ich einst eine Totkranke besucht. Sie frönte dem Trunk und litt an der Schwindtsucht. In meinem Leben vergesse ich nie das Wort, das sie damals der Erzählung ihrer Erlebnisse beifügte. Wie ein Fluch klang von den Lippen der Sterbenden das Bekenntnis: „Es ist etwas Entsetzliches, eine Frau zu sein.“ Ihr Mann, der Witwer, mit den vielen Kindern, ist ein roher Trunkenbold. Die Söhne arbeiten auswärts. Zu Hause bleibt tagsüber die taubstumme Tochter mit ihrem etwa vierjährigen unehelichen Knaben. Auch der rothaarige Bub ist taubstumm, so daß ich, als sich das Küchenfenster öffnete, meine Stimme nicht stark anzustrengen brauchte. Die Tochter deutete nach dem Wald hinüber und zeigte, um sich noch verständlicher zu machen, auf ein paar Riechhölzer auf dem Fensterbrett. Das sollte offenbar bedeuten: „Der Vater ist im Holz.“ Die Taubstumme brachte Papier und Bleistift. Ich schrieb einen Gruß und beste Wünsche zum neuen Jahr für den Vater. Dann zog ich noch weiter den Hügel hinauf.

Ein gutes Jahr wird's zwar in Holzhackers Haus nicht werden. Denn auch sein taubstummer armer Tropf, der längst samt dem vierjährigen Tröpflein hätte in einer Anstalt versorgt werden sollen, erwartet ein Soldatenkind. Das Militär nipfete sich auch in der verlorenen Hütte am Hügel ohne Rücksichtnahme ein. Es war einer vom Vat. . . und zwar, wie die werdende Mutter in ihrer Zeichensprache behauptet, einer mit Streifen am Arm. Der wird sich rühmen können, dem Vaterland das aller Vorausicht nach taubstumme Kind beschert zu haben. Aber es werden noch andere einen Teil der Schuld an diesem bedauerlichen Fall auf sich nehmen müssen. Der Familienvater, der Trinker, ist nicht mehr zurechnungsfähig. Er schiebt alles auf die Gemeinde und sagt: „Ich wollte, meine Tochter bekäme zehn Kinder, so wüßte die Gemeinde, was sie zu tun hat.“

Auf die Nachbarn am Fuße des Hügels ist auch kein Verlaß. Die wohnen im sogenannten „Klein-Basel“ der Ortschaft und werden jenseits des Baches als „Schnapsbände“ bezeichnet. In „Groß-Basel“ aber regiert der kurzschichtigste Eigennuß. Die Reichen hüten ihren Besitz und überlassen die Mitbürger ennet dem Bach und vor allem die Leute im Berghäuslein ihrem Verderben. Und die allmächtige Militärgewalt? Die hat über die Häupter der in Trunk und Armut zugrunde gehenden Leute hinweg in der Zeit der Mobilisation für viele tausend Franken eidgenössisches Geld in den Berg verpöhlert. Wie sehr man höhern Orts auf diesem Artillerie-Übungsplatz um den Landeschutz bemüht ist, darüber ließ ich mich von einer gutherzigen Frau im Dorfe belehren. Diese hatte den Oberleutnant und zwei andere „Obere“ mit Hauptmannsrang, die bei ihr einquartiert waren, auf die Gefahr aufmerksam gemacht, in welche das Taubstummlin durch den Soldatenbesuch gerate. Die Antwort der Offiziere war: „Da können wir nichts tun! Das Mädchen läuft den Soldaten nach.“

Das ist ein verzweifelttes Bekenntnis. Was haben die Herren „Obere“ — die Paradeoffiziere, die's trifft, sind

gemeint — sich nicht alles geleistet, um unsere Bevölkerung durch ihre tonangebende Lebensführung zu verderben! Und wie wenig vermögen sie, wenn es gilt, wirklich zu helfen. Allmächtig sind sie im Schlimmen, im Zerstören — ohnmächtig im Guten, im Nützlichen! Es ist eine furchtbare Tragik, daß unsere Männer im Wehrkleid, die des Volkes Unabhängigkeit schützen sollen, des Volkes Glieder in Knechtschaft und Verelendung hineinbringen. Zudem wir wähen, daß unser Militär das Land vor dem Abgrund bewahrt, stürzt es sich auf unsere Schwäche und versetzt uns den Todesstoß. Denn es glaube nur niemand, daß die Hütte der Taubstummen auf dem Hügel für unser Volk nichts zu bedeuten habe, daß ohne Schaden für die Gesamtheit zahllose Männer und Frauen ausummer und Verdruß sich dem Trunke ergeben und daß ohne Folgen für die Volksgeundheit die Sitten im Verkehr der Geschlechter sich verschlimmern!

Das alles sind Vorboten des Niederganges unserer Volkskraft. Von der Grenze her, die jetzt der Zummelplatz der eidgenössischen Herrenmenschen und ihrer Herde ist, wird sich das verblödete Gift immer mehr ins Innere des Landes schleichen, wenn wir uns nicht rechtzeitig gegen unser eigenes Militär in den Verteidigungszustand setzen und gebieten: „Bis hierher und nicht weiter! Wir gehen nicht mit in den Abgrund. Wir setzen uns zur Wehr!“

Der Wehrdienst der Frauen.

Frauen, Mütter im Schweizerland! Wie wehren wir uns? Man hat bisher stets nur vom Wehrdienst der Männer gesprochen. Aber ihm muß der Wehrdienst der Frauen zur Seite gestellt werden. Eine neue Art der Vaterlandsverteidigung muß unter uns aufkommen, wenn wir nicht bald schon zum schmerzlichen Ruf der Krieger von Neuenegg gelangen wollen: Wir haben die Schlacht gewonnen und das Vaterland verloren! „Das Vaterland“, welches zu schützen ist, besteht nicht zum kleinsten Teil aus Mädchen und Frauen, deren Recht und Ehre überall zertreten wird, wo der Militarismus regiert. Da kann nur durch Selbsthilfe der Frauen eine Besserung eintreten, durch die Organisation ihres Wehrdienstes, wie ihn die geschilderte Not verlangt.

Warum können die Männer nicht recht für das Wohl der Familien, für den Schutz des weiblichen Geschlechts in dieser Kriegszeit kämpfen? Nicht, weil sie weniger taugen als die Frauen. Aber sie sind in Beschlag genommen durch einen Dienst, der keinen wirklichen Schutz bringen kann. Sie sind eingelebt und eingeschworen auf den Militärdienst. Der ist zu einem Götzendienst geworden. Die Männer alle, auch wenn sie sich dessen nicht bewußt sind, leiden unter ihm. Unser Soldatenleben mit seinem preußischen Drill wirkt verknechtend, geistesstörend. Die besten Triebe im Menschen, der Freiheitsjinn, der Bürgerstolz der Demokraten, der hochgemute Weltbürgergeist, dürfen sich in unserm Heere nicht entfalten. Der Latendrang findet kein erhebendes Ziel. Gerade die Besten unter uns seufzen unter der Abstumpfung, die mit dem Kadavergehorsam, dem brutalen Zwang des Waffendienstes, uns befällt. Man bildet im Militär die Leute zum Vernichten des Lebens, zum rücksichtslosen Töten aus. In solchem Zusammenhange betrachtet, sind die Ausschweifungen der Soldaten, denen das Schweizermädlein zum Opfer fällt, nur logisch. Gener Präzensor hatte völlig recht, als er mir seinerzeit zu bedenken gab, daß immer und überall, in andern Ländern noch mehr als bei uns, im Soldatenleben die „Liebe“ eine große Rolle spiele. Ich bin jetzt selber tief überzeugt davon, daß es „echtes Soldatenleben“ ist, wenn unser Militär das arme Schweizermädlein sich erobert und dienstbar macht. Das ändert nichts daran, daß solches Beginnen Verrat an unserem Volke ist. Wenigstens so weit ist das Verständnis in dieser Sache unter uns gereift, daß man versteht: Kriegsgelüste und Landesverrat fallen zusammen.

Genossinnen, zu den Waffen!

Vor allem an euch, sozialistische Frauen, Arbeiterinnen, ergeht der Ruf: „Nehmt euch des bedrohten Schweizermädchleins an. Schützt, rettet es!“ Ihr kennt seine Not, weil diese Not auch die eure ist. Ihr, die arbeitenden Frauen, wißt, wie schwer es hält, im harten Alltag und erst heute in der furchtbaren Kriegszeit nur das nackte Leben zu fristen! Ihr seid es, die zu allen Zeiten wirkliche Heldentaten verrichtet. Ihr müht euch, bei Tag und Nacht, ohne Unterlaß, Brot herbeizuschaffen für die Darbenden, die hungernden Kinder. In euch, den Proletarierfrauen, lebt eine unverwundliche Arbeits- und Schöpferkraft. Ihr, die ihr als Mütter oft unter namenlosen Entbehrungen, unter doppelter Berufslast, das neue Leben herbeibringt, ihr allein kennt seinen Wert, seine Bedeutung. Niemals könntet ihr dazu kommen, das unter Qualen und Leiden erstandene Menschenleben grausam zu zerstören, zu morden. Daher ist der Krieg und alles, was mit ihm zusammenhängt, euer grimmigster Feind, weil er blutstäubend darauf lauert, euch in euren Nennern und Söhnen das Feuerste zu rauben, Leben von eurem Leben.

Ihr Sozialistinnen, ihr proletarischen Mütter, zu den Waffen! Schärft euer geistiges Rüstzeug! Organisiert euch zum Wehrdienst! Den Kanonen und Mörsern, den Bomben und Granaten, dem barbarischen Bluthandwerk des Militarismus stellt entgegen die wehrhafte Feste, die alle Schrecken zu bezwingen vermag: Die organisierte Mutterliebe. In ihr ruht die gewaltigste Kraft, die Urganwalt alles Seins. Eure Dienspflicht sei im Gegensatz zur militärischen nicht Abstumpfung, sondern Weckung des Geistes in den Proletariermassen, in den arbeitenden Frauen und Mädchen. Vereintigt, sammelt sie in den Organisationen, in den Berufsvereinen, den Gewerkschaften, in den Genossenschaften und in den sozialdemokratischen Frauen- und Töchtervereinen. Lehrt sie, indem ihr selber euer Wissen stetig vertieft, indem ihr die Ziele der Menschen- und Völkerbrüderung immer klarer zu erfassen versucht, das eigene Leben verstehen. Lehrt sie bewußt denken, unermüdet forschen und verständlich urteilen über die vielen Fragen des Wie und Warum im Wirtschafts- und Weltgeschehen. Lehrt sie im eigenen Schicksal den Lebensgang der Millionen Arbeitsbrüder und -schwestern schauen und erkennen. Dann wird der suchende Verstand und das fühlende, denkende Herz den einzig richtigen Weg zur wahrhaftigen Kraft von selbst finden. Den Weg zum gemeinsamen Kampf aller wirtschaftlich Schwachen, aller geistig und seelisch Vernehteten gegen die Tyrannei der mit Hilfe des Systems der Volksverdummung und Volksausbeutung aufgerichteten Faulenzer- und Parasitenwirtschaft der Geld- und Bodenbesitzer.

Proletarierfrauen, Arbeitermütter! Euer mit den geschärften geistigen Waffen zu führende Wehrdienst ist schwerer als aller Soldaten-, als aller Kriegsdienst. Dieser erzielt nur Zerstörung an blühender Menschenkraft, an unersehblichen Lebens- und Kulturgütern. Der Wehrdienst der Frauen dagegen ist Lebenserhaltung, Kulturbekämpfung, ein Empor für alle zum Licht und zur Freiheit.

F. Z.

Ich leide nicht umsonst.

Die Putzfrau in unserer Haushaltung hat ein so schweres Los zu tragen, daß ich mich immer wieder darüber wundere, daß sie unter ihrer Last nicht zusammenbricht. Sie ist mit einem Manne verheiratet, der durch seinen brutalen Eigennutz, seine immer häufiger werdende Arbeitscheu ihr nach Kräften Arbeit, Sorgen und Leid aufgebürdet hat. Sie hat neun Kinder zur Welt gebracht, zwei davon kamen infolge von Unglücksfällen ums Leben. Sie sah sich durch die Pflichtvergessenheit ihres Mannes genötigt, sich noch außerhalb ihrer Haushaltung als Wäscherin und Putzerin Jahr und

Tag um ihrer Kinder willen abzuplagen wie nur je eine Mutter.

Die zwei ältesten Buben sind seit etwa drei, vier Jahren verdienstfähig. Einer davon erhielt infolge eines Unfalles, der seine Arbeitsleistung nur unbedeutend herabsetzte, vierzehnhundert Franken Entschädigung. Die Mutter befand sich damals mit den fünf kleinen Kindern gerade in Not. Nur durch Zwang konnte der Bursche dazu gebracht werden, der Mutter von seinem Gelde einige zwanzig Franken zukommen zu lassen. Bald nachher, als das Geld zur Meige gegangen war, wurde der Junge wegen Diebstahl mit einigen Monaten Gefängnis bestraft und verlor natürlich seine Arbeitsstelle. Mittellos wie er war, klopfte er wieder an der Türe seiner Mutter an. Sie sich ihm auch wieder öffnete. — Der zweite des ältesten Bruderpaars ist von gleicher Un dankbarkeit und Härte gegenüber seiner Mutter.

Meine Proletarierfrau beklagt sich selten. Ihre abgearbeiteten Hände und ihr ausgemergelter Körper aber lassen darauf schließen, daß das ihr fast täglich zugemessene Maß von Arbeitsleistung ihr oftmals physische Qual verursachen muß. Ich habe auch bei ihr noch nie ein fröhliches Lachen, fast immer dagegen den Ausdruck der Müdigkeit und Hoffnungslosigkeit beobachtet.

Und was ist der Sinn dieses Lebens, der Zweck dieser Qual? Daß beides, Leben und Qual, vielleicht noch um die Zugabe Laster vermehrt, wieder in sieben weitem Menschenexemplaren fortgeführt und weiter gegeben wird? — Ich weiß, der Lebenswille unserer Proletarierfrau entspringt fast ausschließlich ihrem Mutterinstinkte. Als ich sie kennen lernte, war in ihr jedoch schon jede Energie gebrochen, ihrem Leben noch einen andern Inhalt zu verleihen, als: Arbeitstier bis zur völligen Erschöpfung zu sein, um sieben weitere Arbeitstiere aufzuziehen. Freilich etwas Jenseits Hoffnung läßt als schwankendes, unsicheres Lichtlein ihr Leben nicht ganz zur Nacht der Verzweiflung werden, ist aber viel zu schwach, um es auch nur vorübergehend zu erhellen.

Welches ist aber der Sinn dieses Daseins, der Zweck dieser Qual, von einem andern Standpunkte aus als dem des bloßen Einzelmenschen? Wem kommen die Leiden dieser Frau zugute? Etwa ihren Kindern? Nein, aller Voraussicht nach gehen auch diese wieder als geplagte Proletarier durchs Leben, gleichsam als siebenfache Fortsetzung des Sordendaseins ihrer Mutter. Wohl die furchtbarste Tragik dieses Schicksals liegt eben darin, daß durch all die Qual niemand gefördert wird, sie niemandem zugute kommt.

Nicht alle Proletarierinnen tragen so schwer wie meine Proletarierfrau. Aber bei allen stummt sich infolge von Ueberarbeitung und Sorgen das Menschenbewußtsein ab und was bleibt, sind mehr oder weniger die Gehirnprodukte eines Arbeitstieres, das nicht rebelliert, solange sein Futtertrog nicht ganz leer ist, es auf einem Lager seine müden Glieder strecken kann und ihm noch soviel bleibt, daß seine Jungen nicht ganz verkommen müssen. Und doch, wenn für den Armen kein anderer Sinn des Lebens existierte, als sich von Arbeit, Armut und Sorgen an Leib und Seele ausmergeln zu lassen und nebenbei für seine Fortpflanzung bedacht zu sein, dann wären für ihn die besten Augenblicke seines Lebens die, da er sein Menschwerden verflucht.

*

Wir werden in dem Maße zur Arbeitstier, als wir unsere Arbeit, unsere Sorgen, unsere Leiden als etwas für sich allein Bestehendes hinnehmen, in dem Maße, als wir unser Leben nur für uns leben. Wir retten den Menschen in uns in dem Grade, als wir unser Los mit dem der andern verbinden. Es liegt in der Natur der Sache, daß in der Regel die gleichen Schicksale die Menschen zusammen koppeln. So sucht die Proletarierfrau Anschluß bei der Proletarierfrau. Wenn ich von einer Verbindung der Schicksalsgenossinnen spreche, so denke ich freilich zuerst an die Arbeiterinnenorganisationen. Aber ich habe noch etwas Wichtigeres im Auge. Die Organisation ist das Äußere. Ihre Kraft gewinnt sie erst durch den innern